



David McAllister spricht druckreif und konzentriert.

Verantwortung auf Zeit

„Ob ich Überraschungen liebe? Ja, die Wahl zum Ministerpräsidenten und die Umstände kamen in der Tat sehr überraschend. Aber manchmal können Überraschungen auch etwas sehr Schönes sein. Das war in diesem Fall so!“ David McAllister, seit dem 1. Juli Ministerpräsident des Landes Niedersachsen, runzelt die Stirn. Er sei bekannt dafür, dass er sehr vorausschauend plane, seinen Terminkalender penibel führe und auch die politische Fragen strategisch angehe. Da sind Überraschungen eher nicht sein Ding und sollten tunlichst Ausnahmen bleiben.

Seit der Juli-Sensation hat sich einiges geändert für den 39-Jährigen, der auch CDU-Chef in Niedersachsen ist. Er bekommt mehr Post, hat mehr Termine, mehr Verantwortung aber auch „noch mehr Freude an der Politik“ und müsse noch besser planen, um Freiräume für die Familie zu verteidigen. Denn: „Politik ist ein zeitaufwändiges Geschäft.“ Insgesamt habe sich alles aber schon gut eingespielt, meint er. Trotzdem wirkt der 39-Jährige, der, vor allem wenn er lacht, auch als smarter Langzeit-Student durchgehen könnte, leicht übermüdet und angespannt. Es ist Sitzungswache im Landtag: Ein nicht enden wollender Reigen von Anträgen und Antworten, von Fragen und Stellungnahmen. Den ganzen Vormittag hat er auf seinem Platz direkt neben dem Rednerpult gesessen. Die ganze Zeit hat er aufmerksam zugehört, wenn nötig das Wort ergriffen und sich meist – die rechte Hand wie einen stützenden Schirm vor die Stirn gelegt – in Berge von Schriftstücken vertieft, er hat Notizen gemacht und Mitarbeitern, die herbeigeilt waren, Aufträge erteilt.

Jetzt sitzt er hier in einem kleinen Sitzungszimmer des Landtags, kommt nicht einmal dazu, an seinem Kaffee zu nippen, geschweige denn einen der bereitgestellten Kekse zu probieren und erläutern,

dass er es keineswegs als Handikap sehe, das Amt sozusagen geerbt zu haben: „Gerade die letzten Monate in anderen Bundesländern haben gezeigt: Das ist keine Seltenheit. Außerdem war es 1976 bei Ernst Albrecht so und 2000 bei Sigmar Gabriel, und durch die geheime Wahl im Landtag ist man hinreichend legitimiert.“

David McAllister ist der jüngste Ministerpräsident Deutschlands und der erste mit zwei Staatsbürgerschaften, der deutschen und der britischen. „Ich fühle mich aber 100-prozentig als Deutscher. Deutsch ist meine erste Sprache, ich habe freiwillig zwei Jahre Wehrdienst abgeleistet – ein klares Bekenntnis zu Deutschland“, lässt er nicht die geringsten Unklarheiten aufkommen. 1998 zog der Jurist, der in Hannover studiert und beide Staatsexamina abgelegt hat, als Abgeordneter in den Landtag ein, wurde 2002 Generalsekretär der niedersächsischen CDU, ein Jahr später Fraktionsvorsitzender, 2008 Parteivorsitzender und seither galt er als Wulffs „Kronprinz“. Aufgewachsen ist der gut 1,86 Meter große Mann, dessen Schläfen – wie aus der Nähe zu erkennen ist – grau zu werden beginnen, in Berlin und in Bad Bederkesa. „Berlin hat mich geprägt. Freiheit hat eine besondere Bedeutung für mich. Auch meine tief sitzende Skepsis gegenüber sozialistischen und kommunistischen Ideologien stammt aus dieser Zeit.“ Bad Bederkesa, wo seine Eltern beerdigt sind, wo er Abitur gemacht und Dunja, seine Kommilitonin aus dem Jurastudium geheiratet hat; wo seine Töchter Jamie Elizabeth und Mia Louise zur Welt kamen, wo er im Sport- und im Schützenverein ist und Land und Leute kennt wie seine Westentasche – Bad Bederkesa, Landkreis Cuxhaven, das ist für ihn Heimat. Dort begann seine politische Karriere als Kreisvorsitzender der Jungen Union, als Bürgermeister und 25-jährig als Mitglied des Kreistages. Und dort gibt es noch heute kaum ein Schützenfest ohne David McAllister. Als „Schützenkönig im Schottenrock“, der mit seiner Kraftmeier-Rhetorik jedes Bierzelt zum Kochen bringt, hat ihn der „Stern“ einmal charakterisiert. Schottenrock trägt er grundsätzlich nur bei Familienfeiern in Schottland, versichert er: „Nicht in der deutschen Öffentlichkeit.“ Aber: „Die Medien schreiben ja doch, was sie wollen.“

Rhetorisch macht ihm tatsächlich so schnell keiner etwas vor. Der Mann mit den dunkelbraunen Augen spricht konzentriert, überlegt und absolut druckreif. Und wenn ihm eine Formulierung besonders wichtig ist, schließt er während er die Sätze bildet, die Augen. Etwa als es um die vermeintliche Entfremdung zwischen Politik und Bürgern geht, und er sagt: „Wichtig ist in der Politik, den Bürgern zu erklären, was man tut und anschließend auch das zu tun, was man den Bürgern vorher erklärt hat!“ Politik, besonders Demokratie, seien eben hochkomplexe Kommunikationsprozesse. „Theoretisch ist das relativ einfach, Politik muss den

Menschen erklären: Wo sind die Probleme? Welche Handlungsoptionen gibt es und warum hat man sich für eine bestimmte Option entschieden?“ Es brauche aber auch immer die Bereitschaft der Bürger, Informationen aufzunehmen und am Kommunikationsprozess teilzuhaben. Und da macht ihm etwas Sorge: „Ein nicht kleiner Teil der Gesellschaft hat sich aus dem politischen Diskurs völlig abgemeldet. Das ist grundsätzlich das gute Recht eines Demokraten. Aber wenn es zu viele werden, wird's gefährlich.“ Eine mögliche Erklärung ist für ihn: „Menschen sind sehr zurückhaltend, wenn es um Veränderungen geht. Ich beobachte z. B. eine immer deutlicher werdende Ablehnung gegen große Infrastrukturprojekte.“ Und er meint die Eisenbahn- und Autobahnprojekte, mit denen die niedersächsischen Häfen künftig besser aus Hinterland angeschlossen werden sollen. „Die weitere Modernisierung der Infrastrukturnetze ist aber zwingend notwendig. Wir sind ein Industrieland, damit hängt unser Wohlstand eng zusammen.“ Die „schleichende De-Industrialisierung in den Köpfen“ findet er sehr bedenklich. Überzeugt ist er dagegen von den erneuerbaren Energien: „Da spielt Niedersachsen eine zentrale Rolle, und vor allem die Off-Shore-Windenergie ist ein wesentlicher Baustein.“ Trotzdem lobt er das Energiekonzept Angela Merkels und sieht den Ausstieg aus dem Ausstieg der Kernenergie als vertretbaren Kompromiss. Bildungspolitisch fordert er einen „unideologischen Blick“ auf das Bildungssystem, dem er Nachholbedarf attestiert. „Unbestritten gibt es auch Integrationsdefizite. Die Herkunft eines Kindes ist nach wie vor zu sehr prägend für seinen schulischen und beruflichen Erfolg!“

David McAllister weiß, dass Politik Verantwortung auf Zeit bedeutet. Warum er schon mit 17 der CDU beigetreten ist? „Weil Politik spannend ist, weil sie Begegnung mit Menschen und Verantwortung bedeutet. Seit meiner Kindheit empfinde ich Politik als faszinierend.“ Früher, als noch Geld zu verteilen war, war Politik leichter. Heute, wo die Konsolidierung der öffentlichen Finanzen im Mittelpunkt steht, heißt das Kunststück: „Das Wünschenswerte mit dem Machbaren in Einklang zu bringen.“

Das versucht zuhause in Bederkesa auch Ehefrau Dunja. Die Rechtsanwältin hat 2003 der Familie zuliebe einen Job als Justitiarin aufgegeben. Die 39-Jährige gebürtige Dortmunderin, die sich selbst als „alleinerziehende Mutter zweier Kinder“ bezeichnet, hält ihrem Mann für seine politische Karriere konsequent den Rücken frei. Ebenso konsequent hat die neue First Lady bisher den Sonntag als Familientag durchgesetzt. Dann kann Ehemann David endlich einmal mit etwas mehr Muße das tun, was für ihn Entspannung bedeutet: Zeitunglesen („ist meine Passion, ich lese täglich acht Zeitungen“), mit den Kindern spielen und Schlafen.

Eva Holz

Depression: der Horror in Reinform

Er ist 49 und ein erfolgreicher Unternehmer, nennen wir ihn Andreas Müller. Als geschäftsführender Gesellschafter führt er einen Betrieb mit 90 Mitarbeitern – und er ist schwerst depressiv. Wie er heute weiß, schon seit seinem 15. Lebensjahr. Für ihn als Kind ist das Normalzustand, denn schon Mutter und Großmutter teilen dieses Schicksal, ohne es aber beim Namen zu nennen. Der Vater erkrankt an Multipler Sklerose und stirbt als Andreas sechs Jahre alt ist. Die Mutter bricht unter diesem Verlust zusammen und wird in eine psychiatrische Einrichtung eingewiesen. Als sie zurückkehrt, verfällt sie mehr und mehr dem Alkohol. Der Junge bockst täglich neben ihr, wenn sie sich erbricht. Er sieht, dass es ihr sehr schlecht geht, möchte helfen, doch kann nichts tun. Auch sonst tut niemand etwas. Der ältere Bruder ist weg, in einem Internat, und die Familie wagt nach außen die Form. Man ist selbstbewusst. Man ist wer. Man verfügt über Vermögen, und man kompensiert mit Leistung. So hat auch Andreas das gelernt und für sich übernommen – ein Leben lang, bis zum endgültigen Zusammenbruch. Da ist er 46. Andreas Müller ist seit 20 Jahren verheiratet, mit einer Frau, die ihn liebt und ihm vertraut. Ohne sie, sagt er, wäre er längst nicht mehr am Leben. Trotzdem hat sie viele Fehler gemacht, genau wie er – aus Unwissenheit, aus Scham, aus Hilfslosigkeit, aus Verzweiflung. Die gemeinsame Tochter ist heute 14 Jahre alt und weiß inzwischen um die Krankheit ihres Vaters. Jährelang haben die Eltern es zu vermeintlichen versucht, aus Sorge, das Kind zu sehr zu be-



Foto: fotolia, © arkna

sten. Heute bedeutet es eine riesige Erleichterung für alle drei, dass sie offen darüber sprechen können. Die Bürde, die sie nun gemeinsam tragen, hat sie einander sehr nahe gebracht, hat allen Dreien Kraft und Stärke gegeben. Doch Depression ist immer noch ein großes gesellschaftliches Tabu, und gerade das macht diese tödlichsten aller Krankheiten so gefährlich. Andreas Müller ist zu der Überzeugung gelangt, dass sich nur dann etwas an diesem Teufelskreis ändert, wenn öffentlich darüber gesprochen wird. Das beginnt er. Noch tut er es aus Angst meist anonym. Er arbeitet jedoch daran, sein „Coming out“ zu schaffen, um sich selbst zu helfen und denen, die wie er an dieser unsichtbaren und umso heimtückischeren Erkrankung leiden. Und das – so sagt er – sind viele. Mitten in der Gesellschaft, mitten im Erwerbs- und Wirtschaftsleben.

Eva

„Eigentlich müssten wir immer wieder aufschreien und sagen: Wir steigern zwar das Bruttosozialprodukt, aber die Lebensqualität als den eigentlichen Maßstab haben wir aus dem Blick verloren! Das führt auf der einen Seite zu mehr finanziellem Reichtum, aber auf der anderen zu emotionaler und seelischer Verarmung. Ich kenne eine Reihe von Persönlichkeiten der Gesellschaft, von denen ich weiß, dass sie das gleiche Problem haben wie ich. Das ist hier, mitten unter uns. Die Funktionieren noch. Vielleicht brechen sie morgen zusammen, vielleicht funktionieren sie bis ans Ende. Aber welches unglaubliche Leiden ist das? Wenn man mit denen beim Bier zusammensitzt, dann sagen die schon mal: Diese ganze Scheißwelt wird doch eh untergehen. Lasst uns bis dahin wenigstens finanziell noch gut gestellt sein! Ich frage dann oft: Mensch, warum setzt du dich dann für deinen Laden noch so ein? Dann lass es dir doch einfach gut gehen, oder mach was in ner anderen Richtung! Darauf haben sie keine Antwort. Es gibt viele Menschen, die eigentlich leer und verzweifelt sind. Ihre einzige Antwort ist: Weiterzumachen, so wie bisher. Und es ist dringend notwendig, Worte zu finden und das Unwissen zu lichten. Das ist unglaublich groß!“

Ich selbst habe seelische Probleme schon über Jahrzehnte, hätte aber immer gesagt, ich habe keine. Eigentlich hatte ich die immer, meine Familie auch, aber keiner hatte das Wort dafür. Ich habe das also für normal gehalten. Und irgend- wie habe ich das all die Jahre durchgestanden, mit Disziplin, Disziplin, Disziplin. Auch mit schweren Depressionen bin ich zur Arbeit gegangen, auch wenn ich nichts habe tun können. Und die Erfahrung hat mir gezeigt: Nach ein paar Monaten hörte das wieder auf, so als ob nichts gewesen wäre. Das sind 49 gelebte Jahre. Das ist in jeder Ader und in jeder Faser. Das kann man nicht ungeschehen machen, nicht abstellen. Man muss aber damit beginnen, das Muster zu ändern, um besser zu leben. Meine Lösung war: Ich habe mich gnadenlos ins Tun geflüchtet. Und wenn ich das Gefühl hatte, ich konnte nicht mehr, dann habe ich das einfach übergangen. Bis mein Körper und meine Seele gesagt haben, jetzt nehmen wir dich mal aus dem Rennen – mit einer neuerlichen Depression.

Vor 10 Jahren habe ich zum ersten Mal die Idee gehabt, dass ich Depressionen haben könnte. Damals war es aber ein klassischer Burn out, hinter dem – wie sich dann herausstellte – noch eine andere schwere organische Erkrankung steckte. Aber nach der OP dauerte es kein halbes Jahr, dann hatte ich wieder Depressionen. Im Nachhinein ist das ganz verrückt. Im Laufe meines Lebens hatte ich mehrere lebensbedrohliche Erkrankungen. In allen Bereichen habe ich den jeweils besten Arzt gesucht und gefunden. Nur im Bereich Depression habe ich nie nach einem guten Arzt gesucht. Meine Scham und Unsicherheit waren so groß, dass ich nicht nachgeforscht habe, nicht gesucht habe – völlig verrückt!

Als ich 46 war, kam der totale Zusammenbruch: Ich war schwerst depressiv, und meine Frau hat mich extrem unter Druck gesetzt, es vor unserer Tochter zu verheimlichen, weil sie Angst um das Kind hatte. Das hat mir dann den letzten Kick gegeben. Ich habe lange durchgehalten. Man muss wissen, dass Depressive perfekte Schauspieler sind, wenn es darum geht, ihre Depression zu verbergen. Da stecken sie jeden Profi in die Tasche. Das ist eine Grundfähigkeit, sonst würden sie gar nicht überleben. An irgendeinem Tag wusste ich jedenfalls, dass ich diesen Tag nicht überleben würde. Es ging nicht mehr. Mein Gehirn diktierte mir nur noch, dass ich mich umbringe. Es war sehr konkret. Ich wusste, wie ich es mache, und ich spürte, wie meine Kräfte gegenzuhalten schwanden. Da bin ich ins Klinikum Wahrenndorf, kam sofort zu Dr. Becker (Chefarzt), und der sagte nur: Sie bleiben mal gleich hier! Dann war ich vier Wochen dort in der Psychiatrie. Das war ein Einkaufen von Zeit und ein Zur-Ruhe-Kommen. Aber es war keine grundsätzliche Verbesserung. Man kann nicht in vier Wochen ein Leben aufarbeiten

und verändern. Aber es war ein behüteter Rahmen, wo ich die Verantwortung für mich für eine Zeit abgeben konnte.

Für meine Frau und für mich war es zunächst die größte nur denkbare Niederlage, in die Psychiatrie zu gehen. Dagegen haben wir uns unser Leben lang gewehrt und das Problem lieber ertragen. Das ist auch das Furchtbare an dieser Krankheit Depression: die Isolation! Dass man eine komplette Show hinlegt. Dass man schwerkrank ist und trotzdem noch spielen muss und sich niemandem öffnen kann. Ich hatte zwei Anläufe unternommen, in die Psychiatrie zu gehen, aber meine Frau hat es jedes Mal verhindert, was ich ihr nicht vorwerfe. Wir wussten es beide nicht besser. Wir sind seit 20 Jahren zusammen und hatten zwischendrin mal zwei Pausen, wo wir kurz vor der Trennung standen, es beide aber nicht wollten. Wir haben dann Eheberatung gemacht. Das war in der Rückschau eher eine Art Unterstützung für mich, die Depressionen besser zu ertragen. Aber wirklich helfen konnte man mir da natürlich nicht. Meine Frau kann sich auch nach 20 Jahren aus eigener Erfahrung nicht einmal ansatzweise vorstellen, wie sich eine Depression anfühlt. Das ist einerseits eine große Trennung, andererseits ist es ein großes Glück, dass sie genauso ist.

Nachdem ich also aus dem Klinikum Wahrenndorf nach diesen vier Wochen entlassen worden war, ging ich zu einem Therapeuten in Behandlung. Aber das passte gar nicht. Sechs Wochen später hatte ich einen massiven Rückfall, war aber immer in Kontakt mit Dr. Becker. Und weil der Rahmen gesetzt war, bestand keine Lebensgefahr mehr. Verändert hatte sich allerdings auch noch nichts. Wenig später hatte ich das große Glück, einen Therapeuten zu finden, wo alles genau stimmte. Seitdem bin ich bei ihm. Und jetzt ist es wie eine Zwiebel, wo ich Schicht um Schicht abtrage und langsam an die Ursachen für meine Depression herankomme. Im Vergleich zur Depression sind meine anderen beiden lebensbedrohlichen organischen Krankheiten harmlos. Wer es nicht erlebt hat, kann sich nicht vorstellen, welche seelischen Schmerzen man in einer Depression hat. Und das jeden Tag – Monat für Monat. Man geht als selbstbestimmte Persönlichkeit unter. Es ist nichts mehr da. Man hat keine Emotionen mehr, gar keine mehr. Man hat keinen Zugriff mehr auf die üblichen Instrumente. Man ist gefangen in sich selbst und gleichzeitig von sich selber getrennt. Und das heißt: Man ist auch von allen anderen getrennt. Man ist vollständig isoliert. Das ist der Horror in Reinform. Verglichen mit den anderen Krankheiten, die auch ihre Tücken haben, ist das Faktor 100! Grausam und unerträglich!

Die meisten meinen, wer depressiv ist, sollte sich nur mehr zusammennehmen oder er ist verrückt. Beides ist Quatsch. Ich habe z. B. Phasen, in denen ich sehr sehr leistungsfähig bin, wahrscheinlich mehr als der Durchschnitt. Aber eben auch Phasen wo ich es nicht bin. Bei einer Depression bin ich ab einem bestimmten Punkt abrupt nicht mehr Herr in mir selbst. Diesen Punkt spürt man sehr genau, den kann man nicht verpassen. Dieser Moment ist, als ob im Gehirn definitiv und unumkehrbar ein Schalter umgelegt wird. „Freezing“ – alle Gefühle werden wegen drohendem Totalzusammenbruch zur Sicherheit auf Null gesetzt. Man fühlt sich wie ein Zombie, komplett fremdbestimmt und der Depression vollständig ausgeliefert. Das dauert dann bei mir Monate. Und dann gibt es da ein ganz furchtbares Phänomen, das ich auch genauso erlebt habe: Es gibt den Punkt, auf den ich zugehe und merke, ich kann mich dem brennenden Wunsch nach Suizid nichts mehr entgegensetzen. Und gleichzeitig bin ich mir sehr bewusst, dass ich das Vertrauen derer, die ich liebe in diesem Moment maßlos enttäusche. Dieses Wissen wirkt wie ein zusätzlicher Beschleuniger. Man ist ja von sich selber auch so enttäuscht. Und dann läuft alles wie im Film ab.

Die Gesprächstherapie, die ich mache, ist bei einem Logo-Therapeuten. Das ist die Schule, die durch Viktor Frankl begründet wurde, in der es um die „Sinnhaftigkeit“ geht. Frankl war Jude, war durch viele Konzentrationslager gegangen und hat beobachtet, dass einige Menschen im Angesicht des Todes verzweifeln und andere nicht zu brechen sind. Und er ist zu der Überzeugung gekommen: Wenn der Mensch seinen Sinn gefunden hat, dann heilt das alles andere und hält die Seele aufrecht. Wenn er seinen Sinn nicht gefunden hat, verzweifelt man an allem möglichen. Inzwischen weiß ich: Jeder kann sich nur selber heilen, ein Therapeut kann lediglich die Tür aufmachen. Und mir ist noch etwas anderes klar geworden: Wäre ich so früh wie möglich zu einem kompetenten Arzt gegangen, wäre mir dieses lange Leben sicherlich erspart geblieben. Das gilt auch und gerade in der Jugend. Und ich habe im Klinikum Wahrenndorf gelernt: Das Krankenhaus für die Seele! Ist kein Ort des Schreckens sondern des Verständnisses für die Rahmenbedingungen der Krankheit, und es ist ein Ort der Hilfe.“

Das Gespräch führte Eva Holz

SERVICE-SEITE



Jazz im Park war auch 2010 wieder ein Renner.

Foto: Herrmann

Aalglatt (Bügelstube) Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Tel. 051 32 / 589 96 60, Susanne Strebost, nach Absprache Abholung der Wäsche im Cafe Sympatico (Borgentrickstr.)

Ambulante Psychiatrische Betreuung Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Karina Bunkus, T. 05 11 / 84 89 53 - 10

Ambulanz Suchtmedizin Sprechstunde in Ilten, Donnerstags 13.30 bis 17 Uhr, Terminvereinbarung: Tel. 0 51 32 / 90 - 24 65

Ambulanz Suchtmedizin Sprechstunde für Migranten u. Angehörige, Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Tel. 05 11 / 84 89 53 - 0, Ansprechpartner: Herr Garan

APS – Altenpflegeschule An der Eilenriede GmbH Karlsruhe Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartnerin: Ursula Nacke, Tel. 05 11 / 86 47 52

APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Großer Knickweg 10, 31319 Köthenwald, Auskünfte: Ursula Kretz, Tel. 051 32 / 90 - 22 22

Bistro Sympatico Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Tel. 05 11 / 84 89 53 - 15, Mo bis Fr 8 bis 19 Uhr, Sa u. So 11 bis 17 Uhr, ab 12 warme Küche, Anja Krämer

CaféArtig Volkstr. 41, 30161 Hannover, Tel. 05 11 / 394 94 96, Mo 17 bis 21 Uhr, Di bis Fr 11 bis 21 Uhr (jeden 1. Fr im Monat Selbsthilfegruppe Epilepsie bis 22 Uhr), Sa 10 bis 19 Uhr (tägl. Dustransfer), Ansprechpartner: Nadine Hoewel

Cafégarten Köthenwald Mai bis Oktober, Mo bis So 14 bis 21 Uhr

Café Kuckucksnest Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32 / 90 25 14, Mo bis Fr von 9 bis 18 Uhr, So 11 bis 18 Uhr, Bettl Becht

Dorff-Gärtnerei – eigener Anbau! – Sehndor Str. 19, 31319 Sehnde/OT Ilten, Tel. 051 32 / 90 - 26 81, Mo bis Fr 8.30 bis 18 Uhr, Sa 8.30 bis 12.30 Uhr, So 10 bis 12 Uhr, Annegret Schmidt

Dorff-Laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32 / 90 - 25 58, Mo bis Do 8 bis 16 Uhr, Fr 8 bis 18 Uhr, Sa 9 bis 12 Uhr

Epilepsie Selbsthilfegruppe im CaféArtig, jeden 1. Freitag im Monat 19 Uhr, Kontakt: Martin Rumpf, Tel. 051 36 / 89 27 90 und Klaudia Bade, Tel. 05 11 / 66 90 88

Fahrradwerkstatt Waragasse 31, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32 / 90 - 27 12, Mo bis Fr 8 bis 12 Uhr und 13 bis 18 Uhr, Lothar Brand, Stefan Löwe

Kaffeerunde für Ehemalige/Interessierte Do, 16 Uhr, Klinik im Park 1, Wilhelm-Dörriesstr., 31319 Ilten, Info: Tel. 051 32 / 90 - 24 95, Hans-Martin Pöhlmann

Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Mo bis Do 11 bis 17 Uhr, Sonntag 12 bis 17 Uhr, Annette Lechelt, Tel. 051 32 / 90 - 28 75

Medikamenten-/Alkoholprobleme – Frauengruppe, dienstags, 17 bis 18.30 Uhr, Klinik im Park, 31319 Ilten, Rudolf-Wahrenndorffstr. 22, Info: Cornelia Steitz, Gundl Morreale, Tel. 051 32 / 90 - 24 95, Regina Tegtmeyer, Tel. 051 32 / 90 - 23 06

Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800 - 84 59 93 90

Tagessstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Mo bis Fr 8 bis 16 Uhr, Ansprechpartnerin: Yvonne Gruetzkan, Tel. 051 32 / 502 79 57

Tischlerei Waragasse, 31319 Köthenwald, Mo bis Fr 7.15 bis 16 Uhr, Lars Müller, Tel. 051 32 / 90 - 25 43

Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik, Borgentrickstraße 4–6, 30519 Hannover, Yeliz Ates, Tel. 05 11 / 84 89 53 39

Türkische Angehörigengruppe Borgentrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Ali Polat u. Sultan Erdogan, Tel. 05 11 / 84 89 53 30

Veranstaltungs-Service Räume für Veranstaltungen, 25 bis 200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Info: Christian Herrmann, Tel. 051 32 / 90 - 22 02

Verrückt ...?



Prof. Dr. mult. Madjid Samii, Neurochirurg, Leiter INI, Hannover:

Wer will denn die Grenze zwischen „normal“ und „verrückt“ festlegen? Das muss mir erst einmal jemand erklären, was verrückt und was normal ist! Meine Frau findet z. B. verrückt, dass ich 18 Stunden nach Brasilien fliege, um dort vier Vorträge zu halten und einige Stunden später wieder 18 Stunden zurückfliege. Dann sagt sie: Ich bin doch nicht verrückt! Da komme ich doch nicht mit! Aber für mich ist das wunderbar, weil ich dort viele Menschen erreichen kann und mit meinen Vorträgen viel bewegen kann. Ich fände es verrückt, dort länger zu bleiben und hier meine Arbeit liegen zu lassen!

Jürgen Köster, Geschäftsführer Institut Heureka, Vorsitzender Presse Club Hannover:

Das Verrückteste habe ich schon mit 16 gemacht: Kapitän war mein Traum, deshalb bin ich nach Hamburg abgehauen und habe als Schiffsjunge angeheuert. Drei Monate war ich unterwegs, mit einem Frachter nach Kanada und zurück, und dann wusste ich: Kapitän ist es doch nicht. Ich bin wieder zur Schule, habe über meine Erlebnisse sogar in unserer Zeitung berichten dürfen und wollte von da an Journalist werden. So wurde die verrückteste Entscheidung meines Lebens auch zu meiner wichtigsten. Von Verrücktheiten ist mein Leben aber immer noch geprägt.

Alexander Crisemann, Centermanager E.-A.-Galerie, Hannover:

In Bangkok habe ich mal eine

total verrückte Taxifahrt erlebt. Der Mann ist gefahren wie Formel 1 – unbeschreiblich. Alles Flehen und Fluchen hat er ignoriert, und ich hatte schon mehrfach mit dem Leben abgeschluss, doch dann kam der Höhepunkt: rückwärts fullspeed eine Autobahnausfahrt wieder hoch, weil unten Stau war! Nach dieser Fahrt war ich schweißgebadet. Ansonsten: Ich komme ja mit vielen Menschen in Kontakt und finde immer wieder verrückt, wie verschieden sie sind, in ihren Outfits, in ihrem Verhalten ...

Prominent?

Catrin Hübner (31):

Ich würde gern als Hip-Hop-Tänzerin berühmt werden. Das wäre ein Ziel für mich. Und Robert Petersen würde ich gerne treffen. Das ist ein Schauspieler, der macht in den Twilight-Sagas mit und ist da der Hauptdarsteller. Der sieht am besten aus und spielt auch am besten. Denzel Washington finde ich auch gut. Aber ins Kino gehen kann ich nicht. Ich ertrage die Menschenmengen nicht. Meinen Freund finde ich auch toll. Er ist lieb und herzlich, hat Humor und ist verständnisvoll.

Hans Dieter Swierkosz (69):

Ich bewundere mich selber, weil ich sehe, was ich alles mache. Früher fand ich den Rudi Carrell gut und wie er seine Show brachte. Ansonsten? Ooooh – sind alles Leute. Jeder Mensch hat seine Fähigkeiten und seine Schwächen.

Impressum

Herausgeber:

Klinikum Wahrenndorf GmbH

Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung und Text: Eva Holz

Layout: Umlj/Fuch, Petra Lauz

Matthias Höpfer-Fidus

Fotos: fotolia © arkna, Joachim Giesel, Christian Herrmann, Eva Holz

Anschrift der Redaktion:

Klinikum Wahrenndorf

Rudolf-Wahrenndorffstr. 22, 31319 Sehnde,

Tel. 051 32 / 90 22 50, Fax 051 32 / 90 22 66

Internet-Seite: www.Wahrenndorf.de

e-mail: info@wahrenndorf.de

is' ja ilten! erscheint vierteljährlich

Alle Personen, die hier zu Wort kommen

oder erwähnt und mit vollem Namen

genannt werden, sind ausdrücklich damit

einverstanden.

DAS PORTRÄT

David McAllister



TAGESKLINIK LINDEN

Multikulturelle Gesprächsrunde



LEBENSGESCHICHTE

Ich will mein Ding machen



PROMINENTE BEFRAGT

Was ist verrückt?



Foto: Holtz

Wie geht es weiter?

„Nächste Woche werde ich entlassen, und ich bin schon sehr nervös deshalb. Weil ich nicht weiß, was dann kommt“, sagt eine Teilnehmerin der Gesprächsgruppe in der Tagesklinik Lünden und rutscht unruhig auf ihrem Stuhl herum. Ja, nicken einige andere. Das Gefühl kennen sie gut. „Wie geht’s weiter – sollten wir heute darüber reden?“ fragt Farideh Pourirandoust. Die Psychotherapeutin, die aus dem Iran stammt, hat damit bei den Teilnehmern einen Nerv getroffen. Eine Frau beginnt zu weinen und verlässt den Raum. Eine andere bestätigt: „Ist für mich das größte Thema, wie es weiter geht. Das hat mich immer depressiver gemacht.“ Solche Ängste hätten auch ihn fertig gemacht, räumt ein junger Mann ein: „Ich sehe für mich keine Perspektive. Ich will gerne wieder arbeiten, aber die Stellen sind so rar!“ Und mittlerweile habe er jegliches Selbstvertrauen verloren: „Auf einen wie mich wartet keiner!“ „Ja, Toleranz gibt’s sehr wenig auf dem Arbeitsmarkt“, bestätigt eine junge deutsche Teilnehmerin. Optimistischer klingt da schon ihr Nachbar, ein Türke mittleren Alters: „Da mache ich mir eher weniger Gedanken. Ich hab einen festen Job und kann da weitermachen.“ Die Teilnehmerin, die den Raum verlassen hat, ist wieder zurück: „Ich soll mich noch mal bewerben. Ich muss Abstriche machen, das ist mir klar. Aber ich würde gern meinen Lebensstandard halten“, sagt sie. „Und ich möchte nicht in die Arbeitslosigkeit“, bemerkt ein anderer besorgt. Von Bewerbungen, von erforderlichen Berufswechseln ist die Rede, von der Suche nach Alternativen, vom schwierigen Umgang mit den eigenen Schwächen, von familiären Belastungen, die zur Sorge um Arbeitsplatz und Geld noch hinzukommen, von Hoffnungen und unzähligen Enttäuschungen. Einige der Teilnehmer reden oft und ausgiebig, als müssten sie sich von Zentnerlasten befreien. Andere halten sich völlig zurück und hören nur aufmerksam zu. Manchmal sprechen aber ihre Gesichter: von Kummer, Verzweiflung, Angst. Serger Bozkurt ist Psychologe und der zweite Therapeut, der an dieser deutsch-türkisch-bosnischen Gesprächsrunde teilnimmt. Er fragt in die Runde: „Was kann man noch tun?“ „Ich war in einer Selbsthilfegruppe. Aber da habe ich die Sorge, dass mich das noch mehr runterzieht. Da waren einige, die noch viel schlimmere Probleme hatten als ich“, sagt eine Teilnehmerin und gesteht, dass sie sich hier in dieser Gruppe viel wohler fühle. Bozkurt hakt nach: „Was gibt es noch?“ Sich nicht zuhause vergraben, auf andere zugehen, Kontakte, Freundschaften – sind Ideen, die aus der Runde kommen. „Aber Freundschaften sind auch problematisch“, findet einer, „wenn die in die Brüche gehen, ist das auch

wieder ein Tiefschlag!“ Eine sehr junge Deutsche meldet sich zum ersten Mal zu Wort: „Damit habe ich gar kein Problem. Ich gehe gern unter Leute und habe viele Kontakte. Und das tut mir gut.“ Eine andere erzählt daraufhin ein Erlebnis aus der Straßenbahn, wie sie ganz spontan mit einem anderen Fahrgast ins Gespräch gekommen ist: „Das hat mir sehr gefallen!“ Musik sei ebenfalls ein wichtiger Teil des Lebens, sagen einige. „Ja“, sagt die junge Frau, „Musik beruhigt und entspannt mich. Wenn ich aufgewühlt bin und nicht weiß, was ich zuerst und zuletzt machen soll, dann komme ich durch Musik zur Ruhe.“ Eine ältere Türkin, die erzählt, dass sie vor ihrer Erkrankung ihr Geld mit Putzen verdient hat und in drei Schichten arbeitete, gesteht etwas verlegen: „Ich mag inzwischen lieber Popmusik, weil die fröhlicher ist.“ „Ein Haustier kann auch helfen. Ich habe eines, eine Ratte“, erzählt eine junge Teilnehmerin, und die ältere Türkin bestätigt: „Ich habe zwei Kampfhunde zuhause, von meinem Sohn. Die machen mich nervös, weil sie viele Haare lassen und stinken. Aber sie machen auch Spaß und hören gut. Die verstehen alles.“ „Meine beiden Katzen bereichern mein Leben. Ohne die könnte ich es mir gar nicht mehr vorstellen“, wirft eine der deutschen Teilnehmerinnen ein, und eine andere schwärmt von Pferden. „Ich wollte immer gern einen Papagei“, erzählt eine Frau. „Ich mag Vögel auch sehr“, ruft jemand anders. Das Thema „Haustier“ hat richtig Leben in die Runde gebracht. Fast jeder hat dazu etwas beizutragen, und einige, die bis dahin kein Wort gesagt haben, erzählen plötzlich munter drauf los. Die Augen funkeln, die Mienen haben sich aufgehellt, und Fröhlichkeit hat Einzug gehalten. Nur ein einziger Teilnehmer kann Tieren nichts abgewinnen und hört mit mürrisch-gelangweiltem Gesichtsausdruck zu. Vor allem die ältere Türkin ist richtig aufgetaut: „Ich möchte was gegen meine Krankheit tun. Ich möchte wieder arbeiten. Ich möchte lernen, gute Dinge zu denken, aber mein Kopf denkt im Moment automatisch schlecht.“ Pourirandoust, die Therapeutin, erinnert daran, wie wichtig es ist, sich selbst und die eigenen Bedürfnisse nicht zu vergessen: „Mehr für sich tun – das ist wichtig!“ Und sie fasst noch einmal zusammen, was gegen Trübsinn und Mutlosigkeit helfen kann: „Kontakte, raus gehen, Freunde, Musik, Tiere – Garten und Blumen – das hilft auch manchen.“ Einige nicken. Die Stunde ist zu Ende. Man verabschiedet sich, und die meisten Teilnehmer brechen deutlich fröhlicher auf als sie gekommen sind.

Eva Holtz

Die Psychiatrische Tagesklinik Lünden (TK Lünden)

Am Schwarzen Bär 8 ist eine Einrichtung des Transkulturellen Zentrums für Psychiatrie und Psychotherapie des Klinikums Warendorf. 15 Plätze stehen hier zur Verfügung, für Patienten aller Nationen, doch Deutsche und Türken stellen die Mehrzahl. Umgangssprache ist Deutsch, aber es gibt auch türkischsprachige Gruppen, russische sind geplant. Alle Mitarbeiter sind zweisprachig: deutsch und türkisch oder iranisch. Wochentags von 8 bis 16 Uhr stehen die unterschiedlichsten Angebote auf dem Programm: gemeinsames Frühstück, Gesprächsgruppen, Ergo- und Bewegungstherapien, Kochtraining und viele verschiedene Unternehmungen. „Manche Patienten sind schon lange nirgendwo mehr hingegangen. Für sie ist das hier in der Tagesklinik eine echte Herausforderung“, erläutert Dr. Hamit Ince, Leitender Arzt der Tagesklinik und des Transkulturellen Zentrums, und erzählt, dass viele vorher stationär untergebracht waren, aber mit ihrem Alltag nicht oder noch nicht klargelassen sind. Bei anderen könne auf diese Weise ein stationärer Aufenthalt verkürzt oder ganz vermieden werden. Durchschnittlich einen Monat sind die Patienten in der TK Lünden. Vorteil einer Tagesklinik? „Die Patienten können das Erlernte zuhause gleich üben, und wir können die Angehörigen viel besser mit einbeziehen, was sehr hilfreich ist“, erläutert Dr. Ince. Nebenher würden bei den Migranten die Deutschkenntnisse verbessert. Die Tagesklinik Lünden, ein in Deutschland einmaliges Modellprojekt, wurde Ende 2009 eröffnet. Man hatte festgestellt, dass besonders für Menschen mit Migrationshintergrund ein solches Angebot dringend fehlte. „Wir wollten zu den Patienten kommen, deshalb sind wir hierher nach Lünden gegangen“, so Ince. Etwa 40 Prozent der Klienten stammen aus anderen Ländern, und der Integrationsgedanke steht in dieser Tagesklinik im Mittelpunkt: „Wir wollen integrativ arbeiten, deshalb ist uns die Mischung wichtig. Es soll ein Milieu wie draußen sein, keine künstliche Welt. Unsere Patienten sollen anschließend im normalen Umfeld klar kommen“, so Dr. Hamit Ince, und er hofft, weitere qualifizierte bilinguale Mitarbeiter zu finden. „Das ist zwar nicht ganz einfach, aber inzwischen kennt man uns, und wir bekommen immer wieder Anfragen.“

eva

Man muss von heute auf morgen leben!



Peer Martin vor seinem Aktenschrank.

Foto: Giesel

Auf seinem Schreibtisch türmen sich Fachbücher: juristische, volkswirtschaftliche, politikwissenschaftliche und soziologische. An der Wand hängen Landkarten, und im Regal stehen Dutzende Ordner. Peer Martin hat sich ein strammes Arbeitsprogramm verordnet.

„Bundeskanzler will ich nicht mehr werden. Die Zeiten sind vorbei. Wahrscheinlich werde ich mich ganz zurückziehen. Auch nicht mehr der CDU beitreten und auch keine Politikberatung mehr aufbauen“, sagt Peer Martin bestimmt. Vielleicht werde er sogar mit dem Schießen im Itener Schützenverein aufhören. Dort ist er einer der zehn Bewohnern des Klinikums, die zur Abteilung „Behindertensport“ gehören, speziell betreut werden und in jedem Jahr einen Schützenkönig unter sich ermitteln. Diese Ehre ist ihm schon einmal zu Teil geworden, und er ist sehr stolz darauf. „Schießen ist für mich ein schönes Spiel: Wie gut man zielt, wie gut man die Scheibe im Visier hat, und wie gut man abschießt. Es ist schön, wenn man die 10‘ trifft und Erfolg hat!“ Doch im Augenblick quälen den 48-jährigen Schüttelanfälle und insgesamt macht sich bei ihm Frust breit. Er wirkt ziemlich verärgert als er erzählt: „Ich wollte, dass unsere Abteilung eine stärkere Position im Verein hat und mehr gehört wird. Ich fühle mich als Behinderter dort nicht ernst genommen. Meinen Job als Heimsprecher werde ich auch aufgeben, weil wir nicht gehört werden.“ Aber vielleicht, fügt er nachdenklich hinzu, fühle er sich auch durch die Zitteranfälle überfordert, vor denen er solche Angst hat, die er nicht steuern kann und die mit Erinnerungen und Wahnvorstellungen einhergehen. „Da kommen die Assoziationen mit Hamburg, und dann geht es ab“, beschreibt Peer Martin. An die Zeit in Hamburg, wohin er, der in Würzburg Politik und Psychologie studiert hatte, wegen einer Frau gezogen ist, möchte er nicht erinnern werden. Es war 1988, er war gerade mal 22 Jahre alt, und er hatte dort seinen ersten „Zusammenbruch“. Er wurde in eine Klinik in Schleswig eingeliefert. „Ich hatte Halluzinationen und bin Amok gelaufen. Daran hab ich lebhafteste Erinnerungen. Aber für mich ist die Sache gestorben, und ich will da auch nicht mehr drüber reden!“ Lieber berichtet er von den vier Jahren, die er nach dem Tod der Eltern in deren Haus am Hüttensee in der Süddeinde gelebt hat. „Ich bin seit 1996 aber wieder freiwillig hier, weil ich es am Hüttensee nicht mehr ausgehalten habe. Wegen der Nachbarn. Mit den Leuten will ich nichts mehr zu tun haben. Hier sind die Leute wenigstens nett, sehr nett. Hier werde ich fair behandelt und kann mich frei fühlen. Und deshalb verbessert sich hier meine Krankheit langsam, weil ich hier mein Ding machen kann.“

Marlene Bruns, Projektleitung Bibliothek

Weil’s so schön war, nächstes Jahr wieder!

Die Soziotherapie und Bibliothek im Klinikum Warendorf hatten eingeladen: Am 22. Juni fand bei bestem Wetter ein Flohmarkt vor dem Rudolf-Warendorf-Haus statt. Unter offenen Pavillons und Sonnenschirmen bauten die Tagesklinik und die Lebensschule ihre Stände auf. Viele Bewohner breiteten auf Tischen ihre Schätze aus und boten sie zum Verkauf an. Auch der neu eröffnete Kiosk im RWH stellte sich mit seinem Angebot vor. Über die Teilnahme von Bürgern aus der näheren Umgebung Itlens haben sich die Organisatoren besonders gefreut. Am überfüllten Büchertisch der Bibliothek tauschte man sich über Lieblingslektüren aus und erstand für wenig Geld das Buch, das man immer schon mal lesen wollte. Für die leibliche Stärkung sorgte die Soziotherapie mit den Würstchen- und Waffelstand. Den Bratwürstchen und leckeren Salaten konnten die Besucher ebenso wenig widerstehen wie den duftenden Waffeln. Und so konnte man an diesem strahlenden Donnerstag Nachmittag entspannt an den Ständen entlang flanieren, die ausgestellten Dinge betrachten und selbstverständlich auch erwerben, und ganz nebenbei konnte man mit vielen Menschen ins Gespräch kommen. Bewohner aus den verschiedensten Heimbereichen, Itener Bürger, Patienten und Personal verbrachten einige angenehme und anregende Stunden. Selbst aus dem fernen Hannover waren Besucher gekommen. Und weil es so schön war, soll es im nächsten Jahr wieder einen Flohmarkt geben.

Marlene Bruns, Projektleitung Bibliothek

Gelungener Einstand und mutiges Trinkexperiment

250 Gäste hörten beim XI. Warendorffer Symposium Suchtmedizin spannende Vorträge und konnten Dr. Alexander Spauschuss, den neuen Leiter der Abteilung Suchtmedizin am Klinikum Warendorf, kennen lernen.

Auf 200 Teilnehmer war das Suchtsymposium am 1. September eigentlich begrenzt – am Ende kamen rund 250 Gäste. So dankte Dr. Wolfgang Becker, Chefarzt am Klinikum Warendorf, auch zunächst für das rege Interesse – und er hieß Dr. Alexander Spauschuss willkommen, der seinen ersten Arbeitstag in Itlen als neuer Leiter der Abteilung Suchtmedizin gleich mit einem eigenen Vortrag begann. „ADHS und Sucht – Diagnostik und Therapie bei jungen Erwachsenen“ hatte Spauschuss, der Physik und Medizin studierte und zuletzt als Arzt am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf und als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für interdisziplinäre Suchtforschung der Uni Hamburg beschäftigt war, seinen Vortrag betitelt. Darin räumte er zunächst mit dem Vorurteil auf, dass ADHS eine Krankheit sei, die nur bei Kindern vorkomme. „Heute gehen wir davon aus, dass circa 50 bis 80 Prozent der ADHS-Patienten die Krankheit noch bis ins Jugendalter haben“, sagte Spauschuss. Und auch Erwachsene litten noch an Restsymptomen ihrer ADHS. Die klassische Trias der Symptome (Aufmerksamkeitsdefizit, Hyperaktivität und Impulsivität) spezifizierte Spauschuss mit Blick auf besondere Probleme junger Erwachsener. Sie seien desorganisiert, weshalb sie häufiger mit beruflichen und sozialen Problemen wie Arbeitslosigkeit oder Scheidung zu kämpfen hätten. Allerdings hob er auch die positiven Seiten einiger Symptome hervor – wie Energie, Neugier und Kreativität. „Viele meiner Patienten waren in kreativen Berufen tätig – etwa als Texter oder Grafikdesigner.“ Als bestes, aber sehr aufwändiges Diagnose-Instrument nannte der Referent diagnostische Interviews. Als ein zentrales Diagnose-Problem sieht Spauschuss den Fakt, dass ein Großteil der ADHS-Erkrankten zugleich unter einer oder mehreren psychiatrischen Begleiterkrankungen leiden würde – darunter auch die Sucht. Im zweiten Teil des Vortrags erläuterte Spauschuss seine Empfehlungen für eine angemessene Therapie. Er betonte erstens, dass sich allein aus einer ADHS-Diagnose keine Behandlungsnotwendigkeit ableiten ließe. Zweitens empfahl der Arzt: „Medikamente und Psychotherapie sollten kombiniert werden.“ Er warnte eindringlich davor, ausschließlich Pillen, wie Ritalin, zu verschreiben: „Nur mit Tabletten werden wir nicht weit kommen.“ „Lieber schlau als blau“ heißt das außergewöhnliche Präventionsprojekt, das Dr. Johannes Lindenmeyer von der Salus Klinik in Lindow für Schulen in Brandenburg entwickelt hat – ein umstrittenes Trinkexperiment für Jugendliche, das bundesweit für Schlagzeilen sorgte. Lindenmeyer arbeitet seit 30 Jahren als Psychotherapeut mit Suchtkranken und er sagt: „Wenn man das ganze Leid sieht, das Alkohol anrichten kann, hat man es leid, dass im Bereich der Prävention zu wenig getan wird.“ Denn die zwei wichtigsten Präventionsmaßnahmen – den Preis für Alkohol zu verdreifachen und die Zugänglichkeit zu erschweren – würden aufgrund des Lobbyismus nie ergriffen.

Eva Holtz



Foto: Giesel

Zunächst räumte Lindenmeyer mit weit verbreiteten Irrtümern auf: So würden Jugendliche heute nicht mehr, sondern weniger trinken als früher. Aber: „Es gibt eine deutliche Steigerung der Trinkexzesse. Die Jugendlichen, die trinken, trinken besonders heftig und gefährlich.“ Das so genannte Komasaufen berge zahlreiche Gefahren – von Unfällen im Straßenverkehr bis zu ungewollten Schwangerschaften. Für Mädchen sei Komasaufen besonders riskant, da sie bei gleicher Trinkmenge einen etwa doppelt so hohen Promillewert erreichen würden wie Jungen, so Lindenmeyer. Dabei geht es nicht darum, Jugendliche mit erhobenem Zeigefinger von oben herab zu belehren, sondern an ihren Interessen anzuknüpfen, und ihnen die Möglichkeit zu geben, in einem geschützten Rahmen Erfahrungen mit Alkohol zu machen und die Wirkung des Alkohols zu beobachten und zu bewerten. „Wir geben Fakten weiter und lassen sie wirken.“ Bei dem Trinkexperiment sollen Jugendliche gemeinsam Alkohol trinken dürfen und dann systematisch auswerten, was passiert. Am Ende gebe es ein Rating, welches die Teilnehmer als Anfänger oder Profis im Umgang mit Alkohol bewerte. „Und plötzlich sind die Angeber blutige Anfänger.“ So solle in der Peergroup, die Jugendlichen oft sehr viel bedeute, eine neue Normentwicklung erfolgen, hofft Lindenmeyer. Anschließend stellte er den Programmablauf des Projekts detailliert vor (auch im Internet unter www.salus-praevention.de nachzulesen). „Das ist ein neuer Ansatz, der der Realität entspricht“, lobte Zuhörerin Karen Van Der Meer (28), die sich an der MHH zur Psychologischen Psychotherapeutin ausbilden lässt. Und Kim Humann (21), die derzeit ein Praktikum bei der Jugend- und Drogenberatung „DROBS“ in Braunschweig absolviert, nannte das Experiment „bemerkenswert und revolutionär“. Über den „alternden Substitutionspatient und seine Behandler“ referierte Dr. John Koc, Psychiater aus Bremen, der seit 1991 Drogenabhängige begleitet und substituiert. Koc erläuterte die spezifischen Probleme im Arzt-Patienten-Verhältnis – wie das Lügen und Betrügen aufgrund der Illegalität der Drogen. „Besser wäre es, wenn alle Drogen legal wären“, sagte er. „Illegalität führt zu schlimmsten Deformationen im Verhältnis Arzt/Patient.“ Oft habe man jahrelangen Kontakt zu denselben Patienten, erläuterte der Psychiater, der eine Reihe von praktischen Tipps für die Behandler nannte, um sich selbst vor Frustration und einem Burn Out zu schützen und die Patienten zu motivieren, dabeizubleiben und ehrlich zu sein. Er warnte etwa davor, Ausnahmen von Regeln zu erlauben und riet, die Patienten zu siezen und sich nicht privat mit ihnen zu treffen. Freude über das Wiederkommen und Überleben des Patienten sollten gezeigt werden, Humor helfe im Umgang, Ironie und Zynismus dagegen sollten tabu sein. Koc betonte, wie wichtig es sei, „langfristige tragfähige therapeutische Behandlungsbündnisse in gebotener Distanz aufzubauen.“ Er forderte unter anderem bessere Aus- und Fortbildungen für Behandelnde und den Ausbau von geeigneten Wohnmöglichkeiten für Patienten. Ferner nannte Koc spezielle Probleme älterer Patienten wie Multimorbidität und psychosoziale Folgen wie Stigmatisierung und Ausgrenzung. Sein Fazit: Man müsse die eigenen Grenzen und die der Patienten akzeptieren. „Wir können oft nur begleiten und lindern.“ Vorträge zum Herunterladen unter www.warendorf.de

Isabella Teetz-Knorr



Oben: Chefarzt Dr. Wolfgang Becker erläutert Psychiatrie. Unten: Für manche Banker war es der erste Besuch in einer solchen Einrichtung. Fotos (2): Herrmann

Im Klinikum Warendorf ist in den vergangenen Jahren viel passiert. Zahlreiche Häuser und Wohnbereiche wurden renoviert und neu gestaltet. So ist es z. B. gelungen, fast alle Mehrbettzimmer durch Einzelzimmer oder maximal Zweibettzimmer zu ersetzen. Die Außenanlagen sind neu und ansprechend gestaltet worden, und man hat weitere Arbeitsmöglichkeiten für Bewohner geschaffen: beispielsweise durch den Erwerb der Gärtnerei an der B 65 in Itlen oder durch die Einrichtung zusätzlicher Werkstätten, vor allem in beschützten Bereichen. Es wurden weitere Häuser hinzugekauft, u. a. in Celle. Und noch größere Schritte sind geplant: der Bau eines komplett neuen Heimbereiches und der Neubau des Psychiatrischen Krankenhauses in Itlen. Das alles geht nicht ohne die Mitwirkung von Banken. Und so machten sich deren Vertreter bei einem Besuch im Klinikum ein Bild über das, was moderne Psychiatrie bedeutet und wie Investitionen in diesem Geschäftsbereich sinnvoll umgesetzt werden können. Erich Schasse, Dieter Bläck und Oliver Boser von der Deutschen Hypothekbank, Jürgen Volkwein und Kay-Christian Gärtner von der Berlin Hyp und Torben Ehlmann und Christian Sander von der Sparkasse Hannover ließen sich von der Klinikum-Geschäftsführung und leitenden Mitarbeitern über die Psychiatrische Versorgung informieren. Sie besichtigten nicht nur den Klinik- sondern auch den Heimbereich, ließen sich sowohl Itlen als auch Köthenwald zeigen, und schon ihre Fragen ließen großes Interesse erkennen. Sichtlich beeindruckt vom Gesehenen – für manche war es der erste Besuch in einer Psychiatrie – gab es beim anschließenden gemeinsamen Mittagessen reichlich Gesprächsthemen und für die Banker Gelegenheit, noch viel mehr über Psychiatrie zu erfahren. Und das wurde mit großem Interesse genutzt.

eva

Forschung · Kommunikation · Integration · Arbeitsplätze



v. l. n. r.: Camilla von Dungen, Simone Dippel, Camil von Dungen, Dr. Matthias Wilkening. Foto: Herrmann

Spielend Gutes tun ...

... das wollten zum zweiten Mal rund 100 Golf Freunde beim Benefiz-Golfturnier des Fördervereins „Die Wahren Dorff Freunde e. V.“ auf der Anlage in Gleidingen. Das Wetter war den Teilnehmern des Golf-Cups der Wahren Dorff Freunde auch diesmal hold, und man konnte erneut mit hervorragenden Ergebnissen aufwarten. Der 1. Bruttopreis der Damen ging – wie schon im vergangenen Jahr – an Frauke Kuklau, der der Herren an Heiko Höcker. Den Longest Drive holte sich bei den Damen Camilla von Dungen und bei den Herren Max Ole Langer. Der Veranstalter, die Wahren Dorff Freunde, hielten sich vornehm zurück und waren unter den Gewinnern nur mit Christel Cohn-Vossen (Klasse B Netto) vertreten. Sehr erfreulich wieder der Erlös des Benefizturniers: Insgesamt kamen rund 10.000 Euro zusammen. 5.000 steuerte allein die Stiftung der Sparda-Bank Hannover bei. Der gesamte Erlös fließt wieder in ein Projekt, diesmal: „Konzeption und Erprobung einer Weiterbildungsmaßnahme für Pflegeberufe“. Erfreulich auch: Durch das Golfturnier konnten sechs weitere Wahre Dorff Freunde gewonnen werden!

Veranstaltungen der Wahren Dorff Freunde, des Klinikums, der Dorff Küche und der Dorff Gärtnerei:

- **17. Oktober, 11 Uhr:** „Lauf gegen Depression“ am Maschsee in Hannover
- **14. November, 15 Uhr:** Brummerbühne Sievershausen im DoG mit „Unschuldig geschieden“, Eintritt 5.– Euro.
- **17. November, 14 Uhr:** 14. Symposium – Aspekte der Depression
- **20. bis 21. November, 11 Uhr:** Weihnachtsmarkt in der Dorff Gärtnerei in Itlen
- **3. Dezember, 15 Uhr:** Weihnachtsbaum-Contest im Dorff-Gemeinschaftshaus
- **3. Dezember, 15 Uhr:** Eröffnung der Eisbahn im Cafégarten in Köthenwald
- **24. Dezember, 15 Uhr:** Krippenspiel im Dorff-Gemeinschaftshaus
- **16. Januar, 15.30 Uhr:** Karneval mit den „Leinespatzen“ im Dorff-Gemeinschaftshaus

Die Wahren Dorff Freunde e. V.